

Regeln Regeln wirklich etwas?

Über die schwierige pädagogische Aufgabe, mit Regeln und Grenzen umzugehen

Lothar Klein

Keine menschliche Gemeinschaft kommt ohne Regeln und Grenzen aus. Entweder bestimmt jemand, was gelten soll oder es wird zusammen ausgehandelt. Aber ohne Regelungen und Gesetze, Vereinbarungen und Absprachen, Festlegungen und Grenzziehungen ist ein Zusammenleben von Menschen schlichtweg unmöglich. In irgendeiner Form sind sie immer vorhanden. Dabei ist nicht das „Ob“ die eigentlich wichtige Frage, sondern das „Wie“.

Wie kann und soll im Alltag von Krippe und Kindergarten so mit Grenzen umgegangen werden, dass sie der Beziehung zwischen PädagogInnen und Kindern dienen? Wie können Freiraum und Begrenzung beziehungsstärkend und stabilisierend miteinander in eine gute Balance gebracht und ausgehandelt werden? Weshalb ist die Befürchtung, Kinder könnten regel- bzw. grenzenlos aufwachsen, immer noch so groß? Wovor fürchten sich eigentlich PädagogInnen, wenn „gewisse Regeln“ hinterfragt werden sollen?

Die Vorstellung: „Ist eine Regel erst einmal aufgestellt, dann gilt sie auch, und das Problem, dem sie entsprungen ist, ist damit gelöst“, ist zwar weit verbreitet, aber deshalb noch nicht richtig!

Unser Sprachgebrauch macht es uns mit dem Begriff „Regel“ schwer. Er hat so vielfältige Bedeutungen, dass es nicht einfach ist, ihn zu fassen. Einerseits liegt in dem Wort etwas Beständiges und Regelmäßiges. Etwas wird dann zur Regel, wenn es verlässlich immer wiederkehrt. Auch Ebbe und Flut sind etwas Regelmäßiges, immer gleich Wiederkehrendes, genauso wie Tag und Nacht, Sommer und Winter. Oder man sagt: „In der Regel ist es um diese Jahreszeit kälter.“ Andererseits werden Regeln gerade dort gesucht und formuliert, wo das Regelmäßige und Zuverlässige fehlt und es eine Regel braucht, damit geschieht, was ich erwarte. Damit bestätige ich aber auch den Mangel an Beständigkeit und Zuverlässigkeit!

Regeln und ihre Ausnahmen

Eine Regel ist demnach eine außerordentliche, außergewöhnliche Form von Vereinbarung, eine extra ausgesprochene und manchmal auch aufgeschriebene Form jenseits der Selbstverständlichkeit von sozialen Arrangements bzw. Abmachungen. Auch in Kindertageseinrichtungen ist der mit Abstand größte Anteil sozialer Übereinkünfte nicht „gezielt“ geregelt, sondern regelt sich, wie man so schön sagt, von selbst und in Beziehung.

Regeln und Grenzen

Regeln haben etwas Seltsames an sich. Kaum sind sie da, haben alle das Gefühl, es wäre besser, wenn es sie nicht bräuchte. Kevin, sechs Jahre alt, drückt das ganz präzise aus: „Wenn man Regeln ganz gut halten kann, kann man sie auch wegtun.“ (Beschrieben im Artikel „Es ist verboten, die Tante zu beißen. Wie Kinder über Regeln denken“, in: TPS 4/1998).

Es ist, als würde Kevin spüren, dass es sich nur um eine Ausnahmesituation handelt, in der man die Regel vorübergehend braucht – solange, bis sich die Beziehungen wieder von selbst gestalten können.

Könnte man dann nicht auch schlussfolgern: Je besser die Beziehungen funktionieren, umso weniger Regeln sind notwendig? Oder anders herum: Weisen nicht umfangreiche Regelwerke darauf hin, dass offensichtlich in den Beziehungen etwas nicht stimmt? Zumindest können sie anscheinend nicht ohne eine bestimmte Anzahl fixierter Regeln auskommen.

Ich bin davon überzeugt, dass Regeln – einmal abgesehen von ihrer Schutzfunktion – vor allem einem dienen müssen, nämlich der Gestaltung von Beziehungen. Sie regeln, wie wir miteinander umzugehen gedenken.

Sie müssen also daran gemessen werden, ob sie dazu beitragen, Beziehungen zu festigen oder nicht. Beides ist möglich. Dabei ist sowohl die Frage des Inhalts wie des Prozesses wichtig: Wie viel davon brauchen gut funktionierende soziale Systeme und wie gestalten sie den Umgang damit?

Regelwerke geben Auskunft über die Verteilung von Macht

Im Regelwerk einer sozialen Gemeinschaft spiegelt sich deren Verteilung von Macht, Vertrauen und der Möglichkeit, persönliche Interessen zu verwirklichen, wider. Um das vollständig verstehen zu können, müssen wir uns zunächst mit dem Unterschied zwischen Regeln und Grenzen beschäftigen.

In einer Fortbildung zum Thema „Regeln in Kindertageseinrichtungen“ hatten 20 TeilnehmerInnen zehn Minuten Zeit, alle Regeln, die sie aus ihrer Praxis kennen, aufzuschreiben. Insgesamt kamen 133 verschiedene Regeln zusammen! Nachdem die TeilnehmerInnen im Anschluss ihre eigenen Regeln vorgelesen bekommen hatten, trat zunächst betroffene Stille ein. Befragt, äußerten sie sinngemäß: „Die kann man sich ja niemals alle merken“, „Es wird viel zu viel verboten“, „Ich möchte kein Kind mehr sein“ oder „Das ist ja einfach schrecklich“.

Ehrlich unterscheiden: Was wurde bestimmt, was vereinbart?

Was die TeilnehmerInnen hier so erschreckte, sind in meinem Verständnis aber eigentlich gar keine Regeln. Es handelt sich hier vielmehr um Bestimmungen, Verordnungen, Festlegungen, Anweisungen, Gebote, Verbote oder Vorschriften. Das Typische an ihnen ist die Tatsache, dass sie zumeist im Team einseitig durch Erwachsene und damit hinter dem Rücken der Kinder und weitgehend ohne deren Beteiligung festgelegt wurden. Die eine Seite legt sie fest, die andere soll sie einhalten. Daran ändert auch

nichts, wenn solche Anordnungen „mit den Kindern besprochen wurden“, wie es die TeilnehmerInnen immer wieder betonten. Denn Kinder werden dabei bestenfalls in Kenntnis gesetzt.

Das Gegenteil davon wären gegenseitig ausgehandelte Regeln, an deren Entstehen beide Seiten aktiv teilgenommen und ihre jeweils unterschiedlichen Interessen und Sichtweisen eingebracht haben. Es gibt also zwei Formen von Regelungen: gegenseitig ausgehandelte und auf diese Weise miteinander vereinbarte Regeln, die im Kern auf Verständigung beruhen, und einseitig festgelegte Grenzen.

Es wäre für alle Seiten sehr hilfreich, wenn es auch sprachlich diesen Unterschied gäbe. Das würde bedeuten, dass wir, wenn wir etwas anordnen, das auch genau so zum Ausdruck bringen: „Ich will, dass du dieses oder jenes tust.“ Andererseits sollten wir, wenn wir bereit sind, zu verhandeln und uns für die Sicht der Kinder interessieren, dies ebenso konsequent durchhalten. Dann allerdings müssten wir uns wirklich lösungsorientiert verhalten und nicht versuchen, das Ergebnis allein unseren Vorstellungen anzupassen. Hier sollten wir den Kindern also deutlich signalisieren, was von beidem wir gerade anstreben.

Auch untereinander wäre es hilfreich, wenn man trennen würde: Worüber wollen wir ernsthaft mit den Kindern verhandeln und was wollen wir bestimmen bzw. anordnen? Berechtigt ist beides. Es kommt auf die Balance an und darauf, dass der Unterschied für Kinder und Erwachsene erkennbar ist.

Schwierig wird es für Kinder, wenn Erwachsene im Team aushandeln, was für sie gelten soll, es den Kindern im Anschluss zwar erklären, nach einem Regelbruch aber steif und fest behaupten: „Wir haben doch ausgemacht, dass ...“.

Dieses Beschönigen des wirklichen Sachverhalts – es wurde ja mit Kindern nichts ausgemacht oder verhandelt – entspringt vielleicht der Furcht, Farbe zu bekennen. Vielleicht, um eventuell zu erwartendem Widerstand oder Ärger zu entgehen, wird dann so getan, als sei die Anordnung eine Übereinkunft. Vielleicht ist es auch das eigene schlechte Gewissen, die Kinder gar nicht beteiligt zu haben, das dazu führt, wenigstens so zu tun als ob. Oder ist es bloß die Hoffnung, die Kinder würden unseren Anordnungen in diesem Fall eher nachkommen?



So viele Gebote und Verbote! Es muss klar sein, was unumstößlich ist und was verhandelbar.



Was sind ausdrückliche Verbote, was Regeln, was Vereinbarungen? Wo sind die Grenzen meiner Mitmenschen?

Für Kinder ist es im Zusammenleben oft schwierig, diese Dinge auseinanderzuhalten und richtig einzuordnen.

Wichtig ist, eine gute Balance zu finden und Machtverhältnisse niemals auszunutzen.

In vielen Fortbildungen zu diesem Thema habe ich erlebt, wie sehr sich PädagogInnen davor scheuen, ihre Vorschriften auch als solche zu bezeichnen. Immer wieder fallen sie in den Terminus „Regeln“ zurück, wenn sie eigentlich Festlegungen, Gebote oder Verbote meinen. Die Frage „Welche Festlegungen habt ihr für das Verhalten der Kinder getroffen?“ hört sich zumindest ungewohnter an als „Welche Regeln gibt es in eurer Gruppe?“ und suggeriert eher eine gemeinschaftliche Übereinkunft.

Vereinbarungen und Absprachen

Hier steht das Interesse an den persönlichen Sichtweisen, Bewertungen, Empfindungen, Interessen und Bedürfnissen meines Gegenübers im Mittelpunkt. Wir müssen uns dafür interessieren, weil wir uns sonst nicht wirklich miteinander verständigen könnten. Wir verhandeln also auf Augenhöhe. In Bezug auf Kinder bedeutet dies, in die Hocke zu gehen statt von oben herab zu erklären. Die Nachteile solcher Aushandlungen liegen ebenfalls auf der Hand: Sie kosten Zeit, sind keinesfalls dauerhaft gültig und müssen immer wieder veränderten Situa-

tionen angepasst werden. Andererseits entsteht dabei Nähe und Vertrauen. Vor allem aber finden die unterschiedlichen Bedürfnisse, Interessen, Wertvorstellungen etc. Berücksichtigung und ihren Ausdruck in den zustande gekommenen Regelungen. Je größer eine Gruppe von Menschen ist, umso komplizierter wird es, zu gegenseitigen Verabredungen zu kommen. Nicht alles kann ausgehandelt werden und auch persönliche Unterschiede spielen eine Rolle.

Nicht jeder will an allem beteiligt werden. Das trifft in ganz besonderem Maße auf Kinder zu. Es braucht also eine Balance, die zu den jeweils Beteiligten und dem Grund ihres Zusammenseins passt. In der erwähnten Fortbildung war diese Balance allerdings deutlich gestört: Von den 133 „Regeln“ waren nach Einschätzung der TeilnehmerInnen nur ganze acht tatsächlich auf Augenhöhe ausgehandelt.

Ein Regelwerk sagt etwas über das Machtverhältnis innerhalb einer Gemeinschaft aus.

Auf Macht setzen oder auf Vertrauen und Beziehung?

Kommen wir zurück auf die Annahme, dass das Regelwerk einer Einrichtung etwas über die dort vorhandenen Beziehungen aussagt. Ich glaube, es ist so: Je mehr einseitig von Erwachsenen festgelegt wird, je größer also das festgezurte Regelwerk ist, desto mehr Macht muss im Spiel sein. PädagogInnen in einer solchen Einrichtung sind stark damit beschäftigt, ihre Anordnungen zu überwachen und dafür zu sorgen, dass sie eingehalten werden. Es wird wenig auf Vertrauen gesetzt, dafür mehr auf Kontrolle. Auf jeden Fall hindert ein solches Regelwerk PädagogInnen daran, sich ernsthaft für die Sichtweisen der Kinder zu interessieren. Würden sie dies nämlich tun, kämen sie mit Sicherheit das eine oder andere Mal in erhebliche Erklärungsnot. Anders herum: Je kleiner ein Regelwerk ist,

Regeln und Grenzen

umso stärker wird auf Ausgleich, Verständigung, Vertrauen gesetzt. Ein solches Team muss in hohem Maße flexibel und bereit sein, sich von den Ideen und Sichtweisen der Kinder beeinflussen zu lassen. Ein im Wesentlichen auf Vereinbarungen basierendes Beziehungssystem berücksichtigt Bedürfnisse und Interessen, muss diese aber auch immer wieder neu austarieren und justieren.

Was also regeln die Regeln? Sie regeln das, was nach Meinung einiger, vieler oder aller in der gemeinsamen Alltagsgestaltung ansonsten nicht so funktionieren würde, dass es den Beziehungen untereinander gut tut. Aber weder in der einen noch in der anderen Form lässt sich darauf bauen, dass einmal geregelt immer geregelt ist!

Regeln führen nur selten dazu, dass etwas regelmäßig stattfindet. Sie befinden sich, könnte man sagen, in einer Zone zwischen alter und der Suche nach neuer Selbstverständlichkeit. Sie weisen auf Widersprüche und Ungereimtheiten im Zusammenleben hin. Sie bilden den Zustand ab, in dem das Alte nicht mehr von selbst greift, sich das Neue aber auch noch nicht durchgesetzt hat oder noch nicht gefunden ist. Sie sind demnach einerseits Resultat und zugleich Spiegel vorhandener Unzulänglichkeiten im Zusammenleben.

Andererseits sind sie erste Vorboten anstehender Veränderungen im Sinne von: Hier muss und wird sich etwas tun. Der Idealfall kann also so beschrieben werden:

Wir haben Formen des Zusammenlebens gefunden, die keine Fixierung von Regeln und Grenzen notwendig macht. Sich dem soweit wie möglich anzunähern, sollte das Ziel sein. Wenn Regeln nur noch Selbstverständlichkeiten beschreiben, sind sie überflüssig.

Grenzen sind ein Beziehungsangebot

Einem Kind meine eigenen Grenzen zu verdeutlichen, sagt ihm etwas über mich. Das ist ganz wesentlich! Wenn ich nicht dafür Sorge, weiß das Kind nämlich nicht, wo meine Grenzen liegen und kann sie deshalb gar nicht einhalten. Dasselbe trifft auf Grenzen zu, die nicht von mir kommen, sondern strukturell, gesellschaftlich oder hierarchisch bedingt sind. Wenn Kinder "Grenzen austesten", steckt dahinter in der Regel der Versuch, etwas mehr darüber zu erfahren, wo sie denn genau liegen.

Einem Kind meine Grenzen zu verdeutlichen, sagt ihm andererseits auch etwas



Wie sollten Grenzziehungen gestaltet sein, damit sie einerseits deutlich sind, andererseits aber nicht beschämen? Dürfen eigentlich auch Kinder Grenzen setzen? Regeln sind dann gut, wenn sie die Beziehungen zwischen Menschen stärken – unabhängig von ihrem Alter und ihrer Position.

über sich. Es sagt ihm nämlich: „Du bist hier zu weit gegangen. Das ist nicht schlimm und auch nicht böse. Aber es ist so.“

Und schließlich hört es etwas über die Beziehung zwischen uns beiden: „Dass ich dir das sage, zeigt dir, dass ich dich mag und mir an unserer Beziehung gelegen ist. Du bist mir viel wert. Deswegen möchte ich, dass wir gut miteinander auskommen.“

Das ist natürlich nur dann glaubwürdig, wenn der Erwachsene ebenso mit den Grenzen des Kindes verfährt. In diesem Sinne sind Grenzziehungen nicht nur beziehungsförderlich, sondern unumgänglich für eine funktionierende und auf Gegenseitigkeit beruhende Beziehung. Jede/r von uns kennt das aus eigener Erfahrung. Immer ist es so, dass wir uns in neuen Beziehungen erst einmal aneinander herantasten und versuchen, herauszufinden, was die/der andere mag und was nicht.

Damit das gelingt, sind die Erwachsenen wie in allen Abhängigkeitsverhältnissen als der mächtigere Teil der Beziehung allein verantwortlich. Wenn sie diejenigen sind, die unklare Botschaften senden, sich hinter unpersönlichen Regelwerken verstecken oder ganz davor zurückschrecken, ihre eigenen Grenzen zu wahren, müssen sie sich und ihr Verhalten ändern.

Die Kinder trifft hier keinerlei Verantwortung und dementsprechend auch keine Schuld. Gute Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern hängen sehr stark

davon ab, inwieweit es Erwachsenen gelingt, klar, verlässlich und berechenbar zu erkennen zu geben, wo ihre eigenen Grenzziehungen verlaufen. Die Grenzen der Kinder müssen dabei selbstverständlich ebenfalls geachtet werden! ■

Hinweis

Dieser Beitrag ist ein (von der UNSERE KINDER-Redaktion leicht bearbeiteter) Auszug aus dem sehr empfehlenswerten Buch „Regeln und Grenzen im Alltag mit Kindern. Ein Plädoyer für mehr Gelassenheit“. (Friedrich Verlag 2014, ISBN 978-3-7800-4999-5). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Verlag und Autor.



Lothar Klein

Jahrgang 1950. Ausbildung zum Gymnasiallehrer und Diplompädagogen. Leiter mehrerer Kindertagesstätten in Wiesbaden; Fortbildner und Autor vor allem zu den Themen Freinet-Pädagogik, Regeln und Grenzen, Partizipation, geschlechtssensible Arbeit, Kooperation mit Eltern. Infos/Kontakt: www.balance-freinet-paedagogik.de

